

# Fragen an die Schweizer Hotellerie

Autor(en): **Leuzinger, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-602556>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Fragen an die Schweizer Hotellerie

Einer Umfrage eines sehr bekannten Meinungsforschungsinstitutes zufolge hält nur die Hälfte eines nicht minder aktenkundigen westeuropäischen Volkes, das man aus geschichtlichen und zivilisatorischen Gründen zu den kultivierten zählen muss, ein warmes Bad in der Woche für ausreichend. So jedenfalls ist die Meldung einmal in der «Münchener Abendzeitung» abgedruckt worden, womit wir auch gleichfalls die Leser von der Plage angestregten Nachdenkens befreit haben, denn die wissen ja jetzt nun, wen mir eigentlich meinen.

Ein Onkel meinerseits, der einem damals noch sehr angesehenen Beruf im wahrsten Sinn des Wortes nachging, weil er nämlich ein Handelsvertreter war, mochte auf den Luxus eines Badesaals niemals verzichten. Blaue oder grüne Kacheln bis zur Decke, eine Wanne und ein WC aus zartgrauem Porzellan waren das mindeste, was er als angemessen hielt. Und es versteht sich schon von selbst, dass eine Brause und die Kalt- und Warmwasserquellen erst der peinlichsten Untersuchung standzuhalten hatten, bevor die endgültige Buchung vorgenommen wurde.

So war nun einmal mein Onkel, er mass in Gedanken auch stets Breite und Länge der Badetücher und liess seine Fingerkuppen sanft die Qualität des Gewebes testen. Er hatte mit der Hotellerie leben lernen müssen und war deshalb bereit, ihr stets das Höchste abzufordern.

Hingegen war die Inspektion der Badezimmer eine reine Routineangelegenheit, eine ziemlich müde zu erledigende Pflichtsache, die sein Temperament längst nicht mehr zum Wallen brachte. Seinen Röntgenaugen entging mit fortschreitender Zeit nichts, aber auch gar nichts mehr. Er entdeckte Wackelkontakte bei der anschliessenden Besichtigung des Schlaf- und Wohnzimmers, ohne die Nachttischlampe überhaupt anzuzünden, er erhorchte neuralgisch wirkende Lärmimmissionsquellen, ohne überhaupt hingehört zu haben, er spürte instinktiv, dass hier oder dort der Lärm in der Kaffeeküche früher losbrechen würde als im Hotel nebenan, wo nur friedliche Spesenreiter logierten.

Weit gefehlt die Annahme nun ungeneigter Leser, dieser weitgereiste Mann, der die florierendsten Häuser unseres Landes mit Uhren, Bijouteriewaren und feinem Silberbesteck beliefert hat, wäre ein engherziger Pedant, ein notorischer Nörgeler oder gar ein Querulant gewesen. Er belieferte die meist ahnungslosen Hotelbesitzer stets mit wertvollen Informationen. Er, der von sich ohne jeglichen Versuch der Untertreibung behaupten durfte, noch nie jemandem etwas schuldig geblieben zu sein, lieferte jeweils bei Barbezahlung eine komplette Mängelliste ab und rettete so das weltweit zur Diskussion stehende Renommee der Schweizer Hotellerie, denn mit seinen Beschwerden ersparte er kostspielige Analysen, Gutachten, Untersuchungen und dergleichen überflüssige Arbeitstherapien.

Irrtümer wären ihm nie unterlaufen. Selbst Handwerker konnten ihn gelten lassen, als wäre er einer der ihren gewesen, weil sich bei ihm das Abenteuer im Hotel in der unabdingbaren Realität der Badezimmer und Betten in aller Exaktheit zum Sinnbild erhöhte. Mochte sich seine Einbildungskraft auch manchmal über Toilettenschüsseln und Wannen ein wenig allzugern beugen, stets hatte er das Naheliegende im Sinn. Sitzend, stehend oder liegend, er war stets für Natürlichkeit besorgt.

Und weil das Naheliegende meist etwas entfernt, der Ort also, wo angeblich Bettler, Bürger und Könige gleichberechtigt sein sol-

len, unterzog er sofort, bevor der Portier noch den Koffer abgestellt hatte, den Nachttisch einer gründlichen Untersuchung. Entsprach der Inhalt nicht den Erwartungen, brauchte der Portier nicht länger auf die Transaktion eines Trinkgeldes zu warten.

Gewitterwolken zogen sich über der Stirn meines Onkels zusammen, die Augen verfinsterten sich, dass der Mann verstimmt war, war nicht zu verkennen. Der Gegenstand, den er so schmerzlich vermisste, war das, was unsere Grosseltern den «Potschamber» nannten, was eine dezente Umschreibung des gewöhnlichen Nachthafens ist. Früher hat man die scheinbar unbeschreibbaren Dinger auch Nachttöpfe genannt, doch hat sich jemand schon einmal die Mühe genommen, den Stellenwert dieser unentbehrlichen Helfer in der Literatur zu erforschen? Was wäre aus einem Wilhelm Busch, den französischen Komödien- und deutsch-österreichischen Schwänkschreibern schon geworden, wenn es dieses unentbehrliche Requisite nicht gäbe. Daraus darf man ruhig ableiten, dass mein Onkel nicht nur ein gewiefter Geschäftsmann, sondern auch ein Literaturfreund war.

Das Wunderbare an diesen «Potschambers» trägt sie über den gewöhnlichen Zweck hinaus, und ich begreife im nachhinein die Entrüstung meines Onkels sowie seinen unumgänglichen Beschluss sehr wohl, dem ungastlichen Haus den Rücken zu kehren, wenn das Unaussprechliche fehlte. Haben doch nicht allein

die Dichter, sondern auch die malenden Zeitgenossen den Nachthafen als Relikt verehrt und verziert. Seit einiger Zeit treiben die Nachthäfen auch kein verstecktes Wesen mehr, meist unter den Betten.

Sie sind wieder an die Öffentlichkeit geraten. Ein bekanntes Warenhaus, das viele Filialen in der ganzen Schweiz unterhält, hat kürzlich einmal eine Ausstellung organisiert und anbei über 200 besonders prächtige Exemplare gezeigt. Viele stammen aus England, wo kunstvoll verzierte Exemplare offenbar besonders gefragt waren; die Künstler malten mit Vorliebe erotische Motive auf die Böden, manchmal aber auch Porträts der speziell ungeliebten Politiker.

Der Gegenstand soll so alt sein wie das Rad, und pffiffige Forscher haben herausgefunden, dass die erste urkundliche Erwähnung bei der Lysistrata geholt werden kann. Die Urahnin aller Feministinnen und ihre Gefährtinnen haben Nachttöpfe samt Inhalt als Waffe gegen die Männer eingesetzt, weil diese Taugenichtse nichts weiter als das Kriegführen im Kopf hatten.

Und es soll auch erwiesen sein, dass sich reiche Römer manchmal während eines Ballspiels von einem Sklaven das Geschirr hinhalten liessen. Das wertvollste Stück aber soll im Serail in Istanbul ausgestellt sein – es ist aus purem Gold.

Von allen Sammlern am fündigsten geworden aber ist bisher ein Hotelier aus München. Er besitzt mittlerweile über 1300 Exemplare und soll demnächst ins «Guinness-Lexikon» aufgenommen werden. Und zwar in die Rubrik «Curiosa». Es gibt in dieser Sammlung auch einen «Potschamber» mit Musik und viele Stücke aus dem verflossenen Jahrhundert mit Veilchensträussen und Rosenbändern. Produktiv war man indes besonders in der Jugendstil- und Art-déco-Zeit, und das wird meinen Onkel sicherlich über das Grab hinaus freuen, dass man wenigstens heute wieder die Dinger entdeckt, die er ein halbes Leben lang so schmerzlich vermisst hat. Und vielleicht gibt auch unsern Hoteliers dieser wertvolle Beitrag ein wenig zu denken.

Ein Mann kommt ins Restaurant. «Sie haben einen Fehler gemacht und auf der Tafel vor Ihrem Lokal Bratwurst mit <d> geschrieben. Das ist doch falsch!»

«Ja, stimmt», lächelt der Wirt, «aber seitdem sind schon zehn Leute hier reingekommen, um mir das zu sagen, und alle haben zumindest etwas getrunken!»

Kellner: «Wie schmeckt Ihnen unser Wein?» Gast: «Ich würde sagen, da läuft einem das Wasser im Munde zusammen ...!»

